

## Drittes Kapitel

An meinem 14. Geburtstag nahm mich mein Vater mit zu den Gladiatorenkämpfen. Wir hatten gute Plätze. Und ich wusste: Wenn ich zusah, wie andere auf Leben und Tod kämpften, konnte ich viel über die Kriegskunst lernen.

Die Gladiatoren waren an diesem Tag durchweg hervorragend trainiert und stark wie wilde Tiere. Trotzdem konnte ich anhand ihrer katzenhaften Bewegungen, anhand der Art und Weise, wie sie die Waffen hielten, anhand ihrer Fähigkeit rechtzeitig auszuweichen und sofort anzugreifen, fast immer den Sieger im Treffen zweier auf den ersten Blick gleich starker Kämpfer vorhersagen.

Vater kommentierte hitzig jede Bewegung, jeden Angriff, überließ sich der Erregung, als stünde er selbst mit dem Schwert in der Hand in der Arena.

Die Gladiatorenkämpfe versetzten ihn auf die eindringlichste Weise in die stürmischen Zeiten zurück, als er im besten Mannesalter auf dem Schlachtfelde Ruhm errang und sich einen Namen machte.

Mitten in einem Zweikampf, als der »Thraker« auf den »Samniter« eindrang, packte mich Vater plötzlich am Arm und sagte: »Gehen wir!«

Ohne meine Antwort abzuwarten, zog er mich fast mit sich fort. Kurz darauf fanden wir uns vor dem großen Tor der Arena wieder.

Erst jetzt blieb er stehen, dann ging er in die Knie.

Mit den Händen hielt er sich den Leib.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

»Vater, was ist?!«

»Ich weiß nicht! Ich habe Schmerzen! Große Schmerzen ... Als hätte ich glühende Kohlen verschluckt.«

Mit den Schmerzen kämpfend, richtete er sich auf und ging entschlossen weiter, um nach hundert Schritten erneut stehenzubleiben, sich niederzukauern und den Bauch zu halten.

Wir brauchten lange und mussten oft Pausen einlegen, bis wir zu unserem Haus kamen.

Er schleppte sich zu seinem Lager wie zu einem rettenden Schild und befahl dem Sklaven, eilig den Arzt zu rufen.

Ich wich nicht von Vaters Seite.

Die Angst, die er vergebens vor mir zu verbergen suchte, veränderte ihn in nur wenigen Stunden. Auf jede Bewegung zuckte er zusammen vor Angst, dass ich ihn der Einsamkeit überlassen könnte.

Der Arzt konnte ihm nicht helfen.

Ich kann sogar behaupten, dass er ihn mit seinem hartnäckigen Drängen, eine gallenbittere Flüssigkeit zu trinken, nur noch mehr reizte. Als Vater endlich nachgab und die verordnete Medizin trank, befahl ihn kurz darauf unaufhaltbares Erbrechen.

Er musste immer wieder erbrechen, sogar dann noch, als sich schon keine Nahrung mehr in seinem Magen befand.

»Wie heißt meine Krankheit? Wie kann man sie heilen? Warum kann ich das Erbrechen nicht zügeln, warum,

warum???«, wiederholte er wütend, während ihn der Arzt mit hilflosem Blick ansah, ohne auch nur das einfachste Wort des Trostes über die Lippen zu bringen.

Diese Nacht verbrachte ich an Vaters Lager.

Wir schliefen nicht.

Es war die längste Nacht meines Lebens.

Die Schmerzen zehrten Vaters geplagten Körper immer hartnäckiger aus. Sobald er etwas von der Nahrung in den Mund führte, brach er es einen Moment später wieder aus. Sogar Wasser reizte ihn.

Gegen Morgen sandte er nach seinem besten Freund, Senator Silan.

Nachdem sie in meiner Gegenwart Begrüßungsworte gewechselt hatten, wandte sich Vater an den Senator:

»Lieber Freund, ich fürchte, dass mein Ende naht . . . Ich beschwöre dich bei Jupiter und bei unserer Freundschaft, sei du, wenn ich sterbe, meinem Sohn ein Mentor in den Jahren, die kommen.«

»Sei unbesorgt, Freund, ich werde ihm wie ein Vater sein«, antwortete Silan mit bebender Stimme.

»Du weißt, dass weder ich noch meine verstorbene Frau Verwandte haben . . . alle sind vor uns verstorben . . . wir sind allein zurückgeblieben, wie die letzten Verdammten zweier alter Stammbäume . . . Deshalb ist es mein letzter Wille, dass der ehrbare Name unseres Sohnes die makellose Erinnerung an mich und die Verstorbene bewahrt.«

Vater schwieg für einen Augenblick.

Das Sprechen hatte ihm mehr zugesetzt als die Schmerzen.

Ich spürte, dass ihn nicht nur die Nähe des Todes

beunruhigte, sondern im gleichen Maße auch die Angst um meine Zukunft.

Er sammelte alle Kraft und fuhr fort:

»Er hat die Hand, das Auge und das Herz eines Kriegers. Er ist furchtlos und entschlossen. Hilf ihm zu lernen, in gleicher Weise überlegt und vorsichtig zu sein ... Ich spüre, dass ein lebenswertes Leben vor ihm liegt. Wenn er erwachsen sein wird, beschütze ihn vor den Intrigen im Kaiserpalast und im Senat ... Er ist allein, völlig allein.«

Nachdem Silan meinem Vater versichert hatte, dass er sich auf ihn verlassen könne, versprach er ihm, seinen eigenen Arzt zu schicken, und flößte so dem Kranken noch einmal Hoffnung ein, dass vielleicht noch nicht alles verloren sei.

Im Morgengrauen des dritten Tages der Krankheit brachte der neue Arzt meinem Vater neue Leiden. Er beunruhigte ihn noch mehr als sein erfolgloser Vorgänger. Der neue Heilkundige ließ ihn ein bitteres Kraut kauen, das ihn erneut zum Erbrechen reizte und ihn noch mehr erschöpfte.

Gereizt und von Schmerzen gequält entließ ihn Vater schließlich und befahl den Dienern, niemanden mehr in sein Gemach zu lassen.

»Ich möchte mit meinem Sohn allein sein. Geht, geht alle ... ins Vestibül. Ich möchte mich von den Menschen erholen, von den Besuchern und von den Ärzten.«

Widerspruchslos gehorchten sie.

Wir blieben allein zurück.

Sein Gesicht verwandelte sich in eine schmerzverzerrte Maske.

Ich wusste, dass er sehr litt und dass seine Kräfte zu Ende gingen. Er atmete schwer. Seine Wangen hatten in den letzten drei Tagen alle Farbe verloren.

Er nahm meine Hand, sah mir einen Augenblick lang in die Augen, dann wandte er den Blick zur Seite und begann mit leiser Stimme:

»Mein Sohn, ich muss dir ein Geheimnis enthüllen, das ich nicht mit mir in den Tod nehmen möchte. Ich muss dir etwas sagen, was dich betrifft, etwas, das außer mir nur deine Mutter und ihre Schwester wussten, und nicht eine von ihnen ist mehr am Leben.«

Er machte wieder eine Pause. Diesmal nicht, weil seine Kräfte nachließen, sondern aus Verlegenheit:

»Deine Mutter und ich ... als wir unser gemeinsames Leben begannen, waren wir schon im reifen Alter ... zu alt, als dass uns die Götter noch ein Kind hätten schenken können ... Da geschah es, dass ich in meinem letzten Kriegszug, als wir eine feindliche Siedlung zerstörten, im Keller der Hauptfestung der Barbaren, dort wo sie die Nahrungsmittel aufbewahrten ... dass ich dort eine tote Frau und ein einmonatiges Kind fand ... Diese Frau war deine wirkliche Mutter ... und einer der getöteten feindlichen Krieger war vermutlich dein wirklicher Vater.«

Mich durchfuhr ein Zittern.

Eine qualvolle Stille folgte.

Ich, der ich von mir immer geglaubt hatte, ein geborener Römer zu sein, der Spross eines angesehenen Patriziergeschlechts, das seine Wurzeln in uralten Zeiten hat, ich war nur eine gewöhnliche Barbarenweise.

Und der Mann, von dem ich geglaubt hatte, er sei der

Quell meines Blutes, der mich gelehrt hatte, diese Welt zu verstehen, war vor mir am Verlöschen und verwandelte sich zugleich in einen fernen Fremden.

»Sag mir, dass du mich trotzdem liebst, als wäre ich dein wirklicher Vater«, klang es wie das Flehen eines Verzweifelten.

»Ich liebe dich so, als wärest du mein wirklicher Vater, denn du bist auch mein wirklicher Vater, ungeachtet aller Umstände«, sagte ich mit trockenem Mund und versuchte mich mit letzter Kraft gegen den Schwindel zu wehren, der mich in eine Ohnmacht zu reißen drohte.

Ich wusste, dass Vaters letzte Schlacht in Aquitanien gewesen war, wo er mit nur einer Legion den schwächlichen und unüberlegten Aufstand eines rebellischen Barbarenstammes erstickt hatte.

Ich verspürte den sehnächtigen Wunsch, ihn über diese Menschen auszufragen, über diese Siedlung, aber ich hatte Angst, dass meine Neugier ihn in diesen schweren Augenblicken verletzen könnte. Ich fürchtete, dass der Greis auf dem Totenbett im Glauben aus der Welt scheiden könnte, mir seien leibliche Abstammung und Wahrheit über dieses Barbarenvolk, das mich geboren hatte, wichtiger als der Schmerz über das Lebensende des Mannes, der mich großgezogen hatte.

Als er sich davon überzeugt hatte, dass ich die Enthüllung des großen Geheimnisses ruhig aufgenommen hatte, fuhr Vater fort:

»Dieses Geheimnis muss ein Geheimnis bleiben. Für alle Menschen, denen du in deinem Leben begegnest, musst du ein gebürtiger Bürger der Stadt Rom bleiben.

Wenn du eines Tages heiratest, darfst du nicht einmal deiner Frau verraten, wer du in Wahrheit bist . . . Du bist geschaffen zum Krieger, zum erfolgreichen Offizier, vielleicht sogar zum Heerführer. Ich konnte schon immer die Auserwählten erkennen . . . In dir ist beides, Ruhe und Unruhe, und obwohl ich nicht dein leiblicher Vater bin, ist es, als würde in deinen Adern mein Blut fließen . . . Im Heer wirst du eine neue Familie und wahres Glück finden. Vergiss nie, dass es ein römischer Offizier war, der dein Leben gerettet hat . . . Für viele ist das Kriegshandwerk bitter und rau, dir aber wird es Glück bringen, denn dein unruhiger Geist könnte nie nur in einer einzigen Stadt bleiben, und sei es Rom selbst . . . Wenn ich sterbe, weine nicht. Erwinnere dich, wie ich dich gezwungen habe, deine Tränen zurückzuhalten, als deine Mutter starb . . . Erwinnere dich, dass ich dir verboten habe, gleichgültig vor wem jemals Schwäche zu zeigen.«

Er hustete.

Er bekam Erstickungsanfälle.

Er konnte nicht mehr sprechen.

Doch er wollte sprechen. Er wollte mir noch so vieles sagen . . .

Als er den Anfall überstanden hatte, schloss er die Augen, als würde er sich der Rast hingeben. Sein Atem ging in kurzen Stößen.

Gegen Abend hauchte er sein Leben aus.

Ich weinte nicht um ihn.

Es kostete mich nicht einmal große Anstrengung, die Tränen am Fließen zu hindern. Ich war so niedergeschla-

gen vom Druck der beklemmenden Gedanken über meine Herkunft, so müde vom fehlenden Schlaf und verwundet durch Vaters dreitägige Qualen, dass ich den tatsächlichen Schmerz über seinen Tod gar nicht auf die erwartete Weise empfand.



## Neuntes Kapitel

Eine Woche nach der Rückkehr nach Cäsarea war es mit meiner Ruhe vorbei. Ich wurde gereizt und unzufrieden. Nachts wachte ich überraschend und grundlos auf und konnte dann bis zum Morgen nicht wieder einschlafen.

Die ungewohnte Unzufriedenheit mit meinem Leben nahm von Tag zu Tag zu, ohne dass ich den Grund dafür herausgefunden hätte. Dinge, die mich bis gestern erfreut hatten, riefen in mir Ablehnung und Desinteresse hervor.

Immer weniger ähnelte ich dem, der ich früher war – jenem Pontius Pilatus, der mit festem Schritt unerschütterlich durchs Leben geht, der die Schwächlinge, Zweifler und Zauderer verlacht hatte, alle, die das Leben nicht in vollen Zügen zu leben wussten.

Ich war 40 Jahre alt, und ich wollte mir nicht eingestehen, dass auch mir, so wie jedem anderen Menschen auf dieser Welt, für das Glück noch etwas fehlte, etwas, was man weder rauben noch mit dem Schwerte erobern kann, etwas, was weder von unserem Mut noch von unserem Reichtum abhängt, und auch nicht von der Position, die wir in der Gemeinschaft einnehmen, der wir angehören.

Schließlich musste ich mir selbst eingestehen, dass all meine Gedanken auf Lea gerichtet waren, auf die Tochter des Mannes, der meine Residenz in Jerusalem verwaltete.

Und was immer ich tat und in wessen Gesellschaft ich

mich auch befinden mochte, meine Gedanken kreisten doch ausschließlich um sie.

Oh, wie hatte sie sich so unbemerkt in mein Herz geschlichen, am Quell meines Denkens Heimstatt genommen und war nun in jedem meiner Gedanken, woran ich ihn auch heften mochte.

Früher einmal hatte ich die Menschen verachtet, die von unbeständigen Gefühlen beherrscht wurden, und meine Freunde verspottet, die sich in ihrer Schwäche nicht eingestehen wollten, dass die Liebe sie übermannt hatte.

Was aber das Schlimmste war, ich hatte mein gesamtes Leben lang gedacht, es gäbe diese Frau nicht, die es verdiente, dass sich ein Mann von ihr bestimmen ließe – sodass seine Seele und sein Herz in ihren Händen lägen.

Über Nacht hatte sich alles geändert.

In einem einzigen Augenblick war ich zu einem Mann geworden, wie ich nie zuvor einer war. Und schon bald hatte der alte Pontius den Kampf gegen den neugeborenen Pontius verloren.

Unter großen Qualen gestand ich mir ein, dass ich diese Frau mit jedem meiner Atemzüge liebte.

Ich verzehrte mich nach ihrer Nähe, nach ihrem Blick, nach der Tönung ihrer Stimme.

Erst im 40. Jahr meines Lebens erkannte ich, was wirkliche Liebe ist, und begriff, dass ein verliebter Mensch einem Sklaven gleicht, der keine Gewalt über sich hat.

Vor mir lagen zahlreiche Verpflichtungen in Cäsarea, und ich hatte keinen Grund für einen Besuch in Jerusalem, aber ich wusste, ich musste erneut in diese Stadt, bevor ich vor Sehnsucht verrückt wurde.

Ich wollte mit meiner Reise noch ein oder zwei Wochen warten, doch dann begann mich die Angst zu verfolgen, es könnte jemand bei ihrem Vater genau in diesen Tagen, während ich noch überlegte und zauderte, um ihre Hand anhalten.

Ich war wie ein unsicheres Kind, das von seinen Gefühlen beherrscht wird, die es in einem Augenblick zu Lachen und Freude und im nächsten zu Trauer und Tränen verführen.

Ich wusste, ich konnte mich niemandem anvertrauen. Nur mit meinem Berater Lucius ließ ich mich in ein vorsichtiges Gespräch ein.

»Wie du siehst, lebe ich allein. Würde ich eine Frau aus Jerusalem heiraten, sagen wir eine Jüdin, was denkst du, wie würden das die Einwohner Judäas aufnehmen?«

»Politisch betrachtet, wäre das ein glänzender Schachzug. Du würdest dich den Juden auf die bestmögliche Weise annähern. Immerhin sind sie hier die zahlreichsten. Aber auch die anderen Völker, die hier wohnen, würden das als gut empfinden, nicht zuletzt wäre es ein Zeichen, dass du dich fest an diesen Landstrich bindest. Aber das Leben mit einer Jüdin wäre bestimmt nicht das gleiche wie das mit einer Römerin.«

»Weise die Leute an, dass sie alles Notwendige für die Reise vorbereiten. Morgen breche ich auf nach Jerusalem.«

»Aber in drei Tagen kommt der Abgesandte Antiochias zu Handelsgesprächen.«

»Du wirst ihn empfangen. Du bist hier der Erste Mann in meiner Abwesenheit. Alles, was du im Interesse unserer

Stadt und im Interesse Judäas vereinbarst, wird so gelten, als hätte ich es selbst vereinbart.«

Mein erneuter Besuch in Jerusalem überraschte alle. Der Stadtpräfekt sagte mit strahlendem Gesicht:

»Der frühere Statthalter ist kaum drei Mal im Jahr gekommen, und Ihr kommt in einem Monat schon zum zweiten Mal. Ihr erweist uns eine große Ehre mit Eurer Anwesenheit.«

»Jerusalem ist mir ebenso wichtig wie Cäsarea. Denn wenn Cäsarea der Kopf Judäas ist, so stellt das Herz dieses Körpers gerade Jerusalem dar«, gab ich zur Antwort, überzeugt, dass er meine Worte am nächsten Tag vor vielen seiner Mitbürger wiederholen würde.

Alle waren von meinem Kommen überrascht, außer Lea. Ihr stilles, ernstes Gesicht ließ nicht die geringste Spur von Verwunderung oder Verunsicherung erkennen.

Mit ruhiger Stimme fragte sie mich, welche Speisen mir die Köche in den kommenden Tage zubereiten sollten, wie viele Gäste zur Tafel zu laden seien, und ob ich besondere Wünsche hätte, was die Getränke betraf, die serviert würden.

Ich spielte den Unentschlossenen, während ich auf ihre Fragen antwortete, um sie so lange wie möglich in meiner Nähe zu haben. Ich bemühte mich mit allen Mitteln, unser Gespräch zu verlängern, jedoch so, dass sie den Grund dafür nicht erriet.

In der Abenddämmerung rief ich Japhet, den Verwalter der Residenz, zu mir, um mich mit ihm allein zu bereden.

»Befehlt, erhabener Statthalter, was wünscht Ihr, dass ich für Euch tue?«

»Dieses Mal habe ich dich nicht gerufen, um dir etwas aufzutragen, sondern ich habe dich aus dem Wunsch heraus gerufen, mit dir zu reden. Doch nicht als Statthalter.«

Die Verwirrung war ihm anzusehen.

Auch ich war verwirrt und in Verlegenheit, denn vor mir stand ein Mann, dem ich vorgesetzt war, der aber als solcher auch über mein Glück oder mein Unglück entscheiden konnte.

»Wie groß ist deine Familie?«, fragte ich.

»Groß, Statthalter, ich habe vier Söhne und vier Töchter. Zum Glück sind alle meine Kinder so geraten, dass ich stolz auf sie sein kann.«

»Wenn die anderen auch so sind wie Lea, habe ich daran keinen Zweifel«, erwiderte ich.

»Ich hatte das Glück, diese Kinder mit einer Frau zu bekommen, die ihnen eine wunderbare Mutter war.«

»Dann kannst du dich ohne Zweifel als glücklichen Menschen betrachten.«

»Gott hat sich gegen mich immer gnädig gezeigt«, sagte er ohne jeden Anflug von Zweifel.

Für einen Moment schwiegen wir beide.

Ich sah in seinen Augen, dass er eine neue Frage von mir erwartete, als Auflösung dieses rätselhaften Gesprächs und als Enthüllung seines Zwecks.

Auch ich war ungeduldig und wollte so bald wie möglich auf das Thema zu sprechen kommen, dessentwegen ich ihn um das Gespräch gebeten hatte.

»Deine Tochter Lea ist noch unverheiratet. Hast du sie jemandem zur Frau versprochen?«

»Niemandem.«

»Ich möchte, dass sie mich heiratet.«

Japhet atmete tief durch.

Als hätte ich ihn in Verlegenheit gebracht.

Ich sah, dass er nach Worten suchte, und versuchte es ihm mit einer vielleicht unnötigen Bemerkung zu erleichtern:

»Ich würde ihr ein guter Mann sein.«

»Ihr erweist mir große Ehre, aber ... ich muss Euch darauf aufmerksam machen, dass sie kein Mädchen ist wie die anderen. Meine Tochter sieht in ihren Träumen oft die Zukunft und sie hat den Bürgern Jerusalems schon unzählige Male das vorhergesagt, was ihnen erst danach widerfahren ist ... In diesen Träumen hat sie gesehen, dass sie nie Mutter werden wird. Gott gab ihr Augen, denen sich die Zukunft enthüllt, aber er nahm ihr die Gnade, Kinder zu gebären.«

Ich wusste nicht, ob ich ihm glauben konnte oder ob ich seine Worte als naiven Versuch ansehen sollte, einer Antwort auszuweichen. Vielleicht war es ihm unangenehm, mich abzuweisen, und er suchte jetzt nach einem Weg, um mich von meinem Vorhaben abzubringen, seine Tochter zur Frau zu nehmen.

Vielleicht aber hatte sie diese Geschichte von der Unmöglichkeit, Kinder zu gebären, ihrem Vater erzählt, um einen früheren Werber loszuwerden.

»Ja, das wäre ein großes Hindernis, wenn sie tatsächlich nicht gebären könnte.«

»Ich zweifle nicht an der Wahrhaftigkeit ihrer Worte, denn alles, was sie bisher in der Zukunft vorhergesehen hat, ist tatsächlich eingetreten«, entgegnete Japhet.

Ich erinnerte mich, dass mich mein Pflegevater am Tag seines Todes gebeten hatte, ich solle in seinem Namen das Geschlecht weiterführen, und doch hatten mich auch die Menschen hintergangen, von denen ich geglaubt hatte, sie wären meine Eltern. Von all dem abgesehen hatte mir geträumt, dass ich eines Tages Kinder haben würde, Nachfolger, und ich wusste, ich müsste diesem Manne für die Aufrichtigkeit eigentlich danken und die Werbung um eine Person, die mir in keiner Weise ebenbürtig war, beenden, doch ich sagte nur:

»Die Zukunft ist selbst für die Götter trügerisch. Vielleicht hat dich mein Angebot verwirrt, weil ich dein Vorgesetzter bin, vielleicht bin ich deiner Tochter nicht einmal teuer, aber ich bitte dich, für einen Augenblick sowohl ihre prophetische Gabe zu vergessen als auch die Tatsache, dass ich der Statthalter Judäas bin, und mir aus deinem Herzen heraus zu sagen, ob du bereit bist, mir deine Tochter zur Frau zu geben.«

»Herr, Ihr wisst, dass meine Tochter nicht ist wie meine anderen Kinder und ich Euch nicht so antworten kann, wie ich den Männern geantwortet habe, die um die Hand meiner drei älteren Töchter angehalten haben. Ich muss mit Lea sprechen, ich muss wissen, was sie denkt und fühlt. Und gleich welche Antwort Ihr danach bekommt, bitte ich Euch, nicht an unserer Ehrerbietung gegenüber Eurer Person zu zweifeln. Ihr erweist mir mit diesem Antrag große Ehre. Und ich bin mir sicher, dass auch sie nur das Beste über Euch denkt, denn ich hörte, wie sie während Eures ersten Besuchs in Jerusalem zu ihrer Mutter sagte: ›Ich habe erwartet, dass uns Rom einen

alten, dicken Statthalter schickt, aber wir haben einen jungen Mann von ansehnlichem Äußeren bekommen. < Aber vergesst nicht, verehrter Pontius, dass meine Tochter dem geistlichen Leben zugewandt ist, den Gebeten und dem Gespräch mit Gott. Im Gegensatz zu meinen anderen Kindern war ihr die Einsamkeit niemals zuwider. Vielleicht würde Euch die Ehe mit ihr kein Glück bringen, denn ich zweifle nicht daran, dass Ihr von Eurer Frau einen Nachfolger erwartet. <

Ich wusste nicht, ob ich Japhets Worten glauben konnte. In seiner Verlegenheit begannen ihm Schweißperlen über das Gesicht zu rinnen. Auch ich fühlte mich verwirrt, sagte aber dennoch:

»Wie auch immer, ich halte um ihre Hand an und möchte, dass sie meine Frau wird, auch wenn sie mir nie einen Nachfolger schenken sollte.«

»Ich kenne weder ihre Gedanken noch ihre Gefühle. Wenn sie einwilligt, wird es für mich eine Ehre sein, Euch meine Tochter zur Frau zu geben. Heute Abend werde ich ihr vom Inhalt unseres Gesprächs berichten. Und morgen fragt Ihr sie, ob sie Eure Frau werden möchte.«

Ich musste seine Antwort hinnehmen, obwohl sich meine Qualen nur hinauszögerten.

Ich wusste, dass ich eine weitere Nacht vor mir hatte, in der ich ohne erquickenden Schlaf bleiben würde.

Japhet hatte mich mit seinen Worten verwirrt. Mir war nicht klar, warum er die Verantwortung für die Antwort, die er mir selbst hätte geben können, auf die Schultern seiner Tochter abgewälzt hatte.

Wollte er sich vielleicht mit ihrer Hilfe herauswinden,



sodass ich denken sollte, sie sei es, die mich abweise, und nicht er?

Da er mein Untergebener war, war es schwer für ihn, mir ins Gesicht hinein »nein« zu sagen, und wahrscheinlich gab es einen triftigen Grund, dass er nicht gleich »ja« gesagt hatte.

Oder wollte er nur mit Verschlagenheit erreichen, dass alles so schien, als würden sie mir mit der Einwilligung eine Gnade erweisen, anstatt für meine Bereitschaft dankbar zu sein, ein Mädchen zur Frau zu nehmen, das deutlich unter meinem Status war.

Das Gespräch mit Lea war viel schwerer und für mich unangenehmer als das Gespräch mit ihrem Vater. Während sie mit mir redete, sah sie mir direkt in die Augen, ohne zuzulassen, dass sich auch nur für einen Moment Gefühle in ihrem Gesicht zeigten.

»Ich hoffe, dein Vater hat dir gestern Abend gesagt, weshalb ich mit dir sprechen möchte.«

»Ja, das hat er mir gesagt.«

»Ich hoffe, du hast über alles reiflich nachgedacht und kannst mir offen antworten. Ich habe bei deinem Vater reinen Herzens um deine Hand angehalten, und ich bin bereit, dir ein guter Ehemann und Beschützer zu sein.«

»Das weiß ich wohl zu schätzen, Herr. Doch bevor ich Euch eine Antwort gebe, denke ich, Ihr stimmt mir zu, dass es notwendig ist, einander wenigstens in diesem Gespräch aufrichtig und gut kennenzulernen. Es ist nämlich offensichtlich, dass uns zahlreiche Unterschiede zu wesentlich verschiedenen Menschen machen.«

»Mich stören diese Unterschiede nicht«, erwiderte ich.

»Ich fürchte, ich bin vielleicht keine solche Frau, wie sie sich für einen kaiserlichen Statthalter in Judäa geziemt«, fuhr sie fort.

Ich erbebte vor Furcht, sie könnte mich abweisen.

»Erlaube mir, dass ich selbst beurteile, was für eine Frau mir geziemt«, erwiderte ich.

»Ich möchte Euch nicht enttäuschen. Ich möchte nicht, dass Ihr erst nach der Hochzeit erkennt, was für eine Person Ihr zur Frau genommen habt.«

»Das ist anständig von dir. Sag, weshalb denkst du denn, wir könnten nichts füreinander sein?«

»Vergesst nicht, schon seit Jahrhunderten spricht jeder Jude jeden Morgen und jeden Abend einen Satz aus, mit dem er sein Gebet beginnt und der da lautet: ›Höre, Israel: Der Herr ist unser Gott, der Herr allein!‹ Ihr sollt wissen, ich würde eher dem Leben entsagen als Gott und meinem Glauben. Darüber hinaus sollt Ihr wissen, dass ich niemals, wirklich niemals Eure römischen Götter als meine annehmen kann, denn in der Tiefe meines Herzens und meiner Seele weiß und glaube ich, unser Gott und Herr ist wahrhaftig der einzige Herr.«

Beide schwiegen wir für einen Augenblick.

Sie sprach auf eine Weise, als wäre sie doppelt so alt wie ich, und nicht umgekehrt. Es war wirklich wichtig, die zahlreichen Unterschiede zu erörtern, die uns wie zwei unvereinbare Welten trennten.

Ich ahnte, dass sie nicht einwilligen würde, meine Frau zu sein, sollte ich auf irgendeine Weise die Welt in Frage stellen, in der sie zur Welt gekommen und zu einem verantwortungsvollen Wesen herangewachsen war, das

weiß, was es vom Leben will. Mit voller Überzeugung sagte ich:

»Ich werde nie verlangen, dass du den jüdischen Gott verleugnest, noch werde ich verlangen, dass du dich vor meinen Göttern verneigst.«

»Glaubt Ihr, Mann und Frau können eins sein, wenn sie verschiedenen Glaubens sind?«

»Das glaube ich«, erwiderte ich.

Sie wandte ihren Blick nicht ab.

»Mein Vater hat Euch gesagt, dass sich mir in den Träumen manchmal die Zukunft enthüllt?«

»Ja, das hat er mir gesagt.«

»Sollte ich Eure Frau werden, werden zahlreiche Prüfungen auf dem Weg zum Glück auf uns warten.«

»Es ist mir lieber, mit dir die größten Prüfungen zu bestehen, als ohne dich zu leben.«

Zum ersten Mal lächelte sie.

»Ich schätze es, dass Ihr um meine Zuneigung kämpft, aber ich möchte wirklich nicht, dass Ihr meinetwegen unglücklich werdet und leidet.«

»Ich kann mir kein größeres Leiden vorstellen als ein Leben ohne dich.«

Mit der Hand berührte ich ihr Gesicht. Unter meinen bebenden Fingern spürte ich ihre zarte Haut. Sie senkte ihren Blick.

»Mein Vater hat Euch gesagt, dass ich Euch keinen Nachfolger schenken kann?«

»Auch das weiß ich.«

»Dann muss ich Euch noch etwas über mich sagen, etwas, was nicht einmal mein Vater weiß ... Etwas, was

nur meine Mutter weiß, und sonst niemand auf dieser Welt.«

Ihre Stimme erzitterte. Mit großer Mühe fuhr sie fort.

»Ich war zwölf Jahre alt, als ich mit meiner Mutter Rahaba zu einer Reise von Jerusalem in die Stadt Nain in Galiläa aufbrach. Vor uns lag eine Reise von fünf Tagen. In Nain wollten Mutter und ich eine Woche auf der Hochzeit ihrer jüngsten Schwester verbringen. Auf halbem Weg zu unserem Zielort überfielen Räuber unsere Karawane. Sie brachten alle Männer um, die in unserer Begleitung waren. Mich und meine Mutter nahmen sie gefangen. Zehn Tage lang hielten sie uns in einer Höhle am Berge Gerizim fest. Jeden Tag vergewaltigten sie uns mehrere Male. Ich erlebte Gewalt und Erniedrigung, wie sie, denke ich, keine Frau auf der Welt erlebt hat. Ich befand mich an der schmalen Grenze, wo Leben und Tod sich auf eine Weise berühren, dass schwer zu bestimmen ist, wo das Leben aufhört und der Tod beginnt.« Sie schwieg, atmete tief und fuhr dann fort: »Nicht nur, dass ich keine Jungfrau bin, sondern ich empfinde Abscheu bei dem bloßen Gedanken, dass mich eine männliche Hand berührt. Ich bin mir sicher, dass ich keine Frau sein kann, die Euch glücklich machen wird. Ich bin mir nicht sicher, ob Ihr eine Frau braucht wie mich. Und ich glaube nicht, jemandem auf dieser Welt eine Frau sein zu können, wie er sie sich wünscht.«

Ihre Worte fielen zwischen uns wie harte Verwünschungen, die unter Verschwörern gesprochen werden. Ich wusste mit Sicherheit, dass ich der erste Mensch war, dem sie ihre erschütternde Geschichte anvertraut hatte. In der

Tat sprach alles, was sie über sich gesagt hatte, dagegen, sie zur Frau zu nehmen. Und doch war es, als hätte sie sich mir mit jedem Satz, den sie sagte, auf unerklärliche Weise um einen Fußbreit genähert und mich mit ihrer Freimütigkeit und ihrem Vertrauen erobert.

»Wie seid ihr den Räubern entkommen?«

»Römische Soldaten entdeckten ihr Versteck und brachten alle bis zum letzten Mann in einer Abrechnung um, die Mutter und ich mit eigenen Augen mit ansehen mussten. Auf dem Rückweg nach Jerusalem beschwor mich meine Mutter, ich dürfe dem Vater niemals enthüllen, dass uns die Räuber entehrt hatten, denn sie wusste, dass er das nicht ertragen würde. Seit der Zeit habe ich Träume, in denen sich mir die Zukunft offenbart, seit der Zeit glaube ich, es wäre besser für mich, niemals jemandes Frau zu werden. Ich hoffe, Ihr könnt jetzt begreifen, warum ich denke, dass es auch für Euch besser ist, wenn wir nicht heiraten. Ihr seid ein angesehener Römer, und ich bin nichts als ein gewöhnliches verletztes jüdisches Mädchen, das Euch keinen Nachwuchs schenken kann und das nicht im Stande ist, Eure Umarmung zu erwidern.«

In ihrer Miene spiegelte sich die feste Überzeugung, dass ich ihre Meinung angenommen und sie unser qualvolles Gespräch erfolgreich zu Ende gebracht hätte.

In der Tat erfüllten mich die widersprüchlichsten Gefühle, denn ich war verwirrt von all dem, was ich von ihr gehört hatte, und doch äußerte meine trockene, bebende Stimme die klaren Worte, die aus meinem innersten Herzens drangen und mein Schicksal, meine Zukunft bestimmen sollten:

»Es tut mir leid, dass du an der Schwelle deiner Jugend solches Leid erfahren hast. Ich sehe alle Hindernisse, die unserem gemeinsamen Glück im Wege stehen, sehr deutlich vor mir. Und trotzdem möchte ich dich mit der Liebe umarmen, die in meinem Herzen so stark brennt, dass ich mir keinen Tag vorstellen kann oder will, an dem du nicht an meiner Seite bist.«